

Unterhaltungsblatt

„Augsburger Postzeitung“.

№ 51.

Freitag, den 19. Juni

1896.

Für die Redaction verantwortlich: Dr. Theodor Müller in Augsburg.
Druck und Verlag des Literarischen Instituts von Haas & Grabherr in Augsburg (Vorbefiger Dr. Max Huttler).

Rheingold.

Novelle von Gary Groß.

(Fortsetzung.)

II.

Am untern Saum des Nactigallenwäldchens, fernab vom Staub der Landstraße und außer Bereich von Fräulein Hennigs hämischen Blicken und spiken Reden, saß zur selben Zeit ein junges Mädchen unter dem Schattendach einer Eiche, an deren Stamm sich die mittelgroße, schlante Gestalt in behaglicher Ruhe lehnte. — Aromatischer Duft stieg aus dem frisch gemähten Ager empor, der vom Wäldchen zu den noch von zartem Sommergrün umspinnenen Weingeländen sich hinabsenkte. In das Gezirp der Grillen tönten hier und da die kräftigeren Noten der Grasmücken und Drosseln. Die Silberfluth des Rheins blinkte durch das Weidengebüsch am fernem Rand des Stromes, der wie ein funkelndes Geschmeide das fest sich aufstürmende Nollandssee am jenseitigen Ufer umkränzte; das liebliche Bild spiegelte sich in den großen Augen der einsamen Beschauerin und senkte Frieden und Sonnenglanz tief hinein in ein empfänglichs Herz, von wo sie wieder das ganze Wesen des holden Mädchens durchstrahlten. Freude und Entzücken leuchtete aus jedem Zuge des leichtgebräunten Gesichtchens, das in seiner Zartheit und Regelmäßigkeit ein Wunderwerk der Natur war. Sie sah es mit besonderer Sorgfalt geformt zu haben, damit es einem lebhaften Geist und tiefen Empfindungen zum leichten Ausdruck diene und die Schönheit der Form sich zu einer äußerst seelenvollen und anziehenden gestalte. Ottlilie Grube war es, die hier das Glück einsamen Wanderns genoß. Wenn ihre Augen so wie jetzt entzückt an der Schönheit der Gegend sich weideten, erschienen sie unter dem Schatten der langen Wimpern tiefdunkel, und sie glüht, trotz des Goldhaars mit dem metallischen Schimmer, einem Kinde des Südens, das pathetisches Fühlen in Miene und Geberde offenbart. Aber dieselben Augen konnten in kindlicher Fröhlichkeit strahlen und wie Sterne im hellen Lichte funkeln; dann verbreiteten sie Lust und Freude, die in Ottlilie sich gar oft zu Schelmerei und zu Uebermuth steigerten. Ihr vom Vater ererbtes rheinisches Naturell erhielt alsdann die Oberhand über den tiefem Grund ihres Wesens, einen Zug zur Schwärmerei, den ihr Vater ihr „Mutterbe“ nannte. Ihm entflammte ihre Vorliebe für Kunst und Musik, sowie ihr Verlangen

nach edler Liebe und ihr Vorsatz, keinem Freier Gehör zu schenken, der sie nicht um ihrer selbst willen liebte, sie nicht suchen würde, wenn sie keine Erbin wäre. Daß sothaner Vorsatz schwer auszuführen sei und man dabei getäuscht werden könne, wußte Ottlilie; aber diese Einsicht vermochte die Romantik ihrer Gesinnung nicht abzuschwächen, zumal ihr Herz noch für Niemand gesprochen hatte. Ihr Vater, der sein Kind gar wohl verstand und sich gewöhnt hatte, ihr in Allem Freiheit zu lassen, was ihrer Natur entsprach, begann schon zu fürchten, ihre Grille könne nachtheilig auf ihren Lebensgang wirken. Er verlachte ihre Furcht, aus Berechnung gefreit zu werden, weil er besser wie sie einsah, in welchem Grad anziehend seine Tochter war. Gerade die Doppelnatur in Ottlilie, die sich nicht sowohl in Contrasten, als im harmonischen Zusammenklängen verschiedener Anlagen äußerte, gab ihrer Schönheit den höchsten Zauber, und des Vaters Sorge bestand weniger darin, daß sein Kind echte Liebe erregen könne denn dieß erschien ihm selbstverständlich — eher war er besorgt, sie werde aus Laune den rechten Mann von sich weisen, der ihr reiches Herz und ihren eigenthümlichen Charakter zu verstehen und zu leiten wisse.

Ottlilens Träumerei unter der Eiche wurde unterbrochen durch eine sanfte Stimme, die ganz in ihrer Nähe aus dem Buschwerk hervorklörnte.

„Währt es Ihnen zu lange, Stehling, wenn ich am Waldsaume die Tausendguldenkräutlein sammele, die in Hülle und Fülle hier wachsen. Schwester Clementine möchte damit ihren Arzneivorrath mehren. Nehmen Sie einstweilen, was ich für Sie gepflückt habe.“

Mit einem Sträußchen Waldesbeeren und einer Ranke rother Heckenröschen trat nun eine kleine, runde Dame mittleren Alters zu der jungen Schönen heran.

„O, wie schön! Besten Dank gute Miß!“ sagte diese, sich der gebotenen Gaben bemächtigend. „Thun Sie ganz nach Ihrem Belieben. Es ist noch früh; ich eile gar nicht von dem köstlichen Punkte hinweg. Sehen Sie nur, wie herrlich von hier aus Strom, Insel und Bergwelt erscheinen.“ Sie legte den Arm zärtlich um der Engländerin Schulter und bewog sie, sich dem Landschaftsbild zuzuwenden.

„Ja — herrlich!“ sagte Miß Mich, nach einem zerstreuten Blick in die Ferne. „Aber allzu viel Zeit dürfen wir doch nicht verlieren. Ich pflücke meine Kräuter im Aufwärtsgehen und kann an der Waldecke oben zu

Ihnen stoßen, wenn Sie langsam dem Waldpfad dorthin folgen. Wir dürfen die gute Frau Näthin nicht warten lassen. Sie hofft uns droben im Wald am Fuß des Felsens zu finden. Sie wünscht, daß wir mit ihr vereint auf dem Drachensfels antommen.“

In Ottiliens Auge blitzte der schelmische Glanz.

„O, ich merke, Sie theilen meine Lust an diesem Waldweg nur halb, Mißi. Nur um des Tausendguldenkrauts willen haben Sie mir die Raft und Erfrischung in Waldbesfrische gegönnt. Aber rechnen Sie nur nicht ohne meine Kobolde! Sie sind mir überall dienstbar. Auch heute haben sie mir zugeflüstert, daß ein Plan gegen meine Freiheit geschmiedet wird und sogar meine liebe Mißi sich bewegen läßt, dem Waldböglein Schlingen zu legen, Schlingen, denen es jedoch zu entgehen weiß!“

Auf dem offenen Gesicht der Engländerin zeigte sich peinliche Verlegenheit. Sie wand sich bestürzt aus dem Arm Ottiliens, die sie lachend ansah.

„O, shame!“ rief sie. „Sie beschuldigen mich fälsch, Kind! Ich mache keine Complotte, die Sie zu fürchten haben! Verraubt es Sie der Freiheit, wenn Sie sich einmal Leute ansehen, die Andere als vorzügliche Menschen kennen? Soll ich mich widersetzen, wenn ein distinguirter Herr, ein Gentleman, das Glück sucht, Ihnen vorgestellt zu werden, um Sie kennen zu lernen? — Abzuschägen nach Goldwerth! — Dieser Verdacht geht zu weit! Wahrlich, Kind, es wird ihre Mantie, in jedem Mann, der den Blick auf Sie richtet, einen Goldsucher, einen Glücksjäger zu vermuthen. Wenn das so fort geht, werden Sie eine alte Jungfer werden, wie ich.“

„Als ob das ein Unglück wäre, eine so liebe, freundliche, nützliche alte Jungfer zu werden, wie Mißi!“

„O, mit Schmeichelei kirmen Sie mich nicht, Ottilie! Sie würden auch gar nicht so werden wie ich, die von der Nothwendigkeit früh an die Arbeit gewiesen wurde, die nicht aus Uebermuth, nicht aus Zweifelsucht brave Bewerber abgewiesen, nicht eigensinnig sich von dem natürlichen Pflichtenweg der Frau abgewandt hat. Sie sind freilich noch jung, sehr jung. Niemand drängt Sie zur Entscheidung; aber warnen muß ich Sie vor der krankhaft werdenden — ja krankhaft! — so sagt selbst Ihr Vater — krankhaften Sucht, bei jeder Bewerbung Berechnung zu vermuthen. Als ob nur Ihre Mitgift Ihren Reiz bildete. Sie sind schön, geistreich, voll Talent.“

„Und so weiter! in aeternum. Ich kenne schon die ganze Liste meiner Vorzüge, die meine Mißi und mein guter Vater, ja bisweilen sogar mein Bruder Ottmar mir vorsingen. Merkt Ihr denn die Gefahr nicht, daß Ihr mir durch Lob erst vollends den Kopf herdreht und ich mich immer höher schäme und gar nur dem schönsten Prinzen oder stolzesten Ritter mich zu eigen geben will. Das schöne Königskind vom Rynast — vielleicht gab es auch eins auf dem Drachensfels! — machte es so. Unser heutiger Besuch dort oben könnte gar die Lust eingeben, von einem gewissen Heilkünstler einen Gang oder Ritt rings um die zerbröckelten Felsen als Probe seiner Uneigennützigkeit zu verlangen. Ja Mißi, das will ich, ob Sie den Kopf schütteln oder nicht. Es wäre allerliebste, könnte man eine derartige Probe machen, wenn auch keine gar so halsbrechende, für die ein gartfühlender Nestulapsjünger sich schon von Amtswegen bedanken müßte.“

Mißi Mißi erröthete immer tiefer und bewunderte dabei den Scharfblick ihres Lieblings, der die Pläne der Näthin durchschaut und ihre Parteinahme erkannt hatte. — Aber weil die Pläne gut waren, sagte sie mit schüchternem Pathos:

„Um Gotteswillen, Ottilie, denken Sie sich nur keine romantischen Proben aus!“

„Ausdenken!“ war die lachende Entgegnung, „nein, ausdenken werde ich mir gewiß nichts, zumal es hier der Probe nicht bedarf. Es wäre nur allerliebste, wenn sich zufällig einmal etwas böte, was wenigstens Abwechslung in unsere Alltäglichkeit brächte. Heutzutage schlagen sogar die Nachtigallen von Roensdorf nur zu vorbeistellenden Stunden, und Niemand wagt es einen andern Schritt zu thun, als sein Vornam.“

„Nun, gar so ausgetreten sind die Pfade nicht, auf denen mein Liebling mich oft genug zwingt, ihm zu folgen!“ sagte Mißi Mißi mit feinem Lächeln. „Auch fehlt es meiner lieben Ottilie gerade nicht an Muth ihren Einfällen zu folgen. — Fräulein Hennigs spize Blicke gleichen Dolchen. Es schien mir geradezu gefährlich, nachzugeben, als Sie Ihrer Laune folgten, um der bequemen Wagenfahrt den anstrengenden Weg vorzuziehen, und den Wagen der Näthin verließen.“

Ottilie lachte.

„Gefährlicher noch wären die Worte gewesen, die ich vernommen hätte, wenn ich bei den Damen blieb; bedenken Sie doch die Lobspüche, die oft gehörten, lästigen —“

„Auf den unvergeßlichen Wilhelm?“

„Nein, die kann ich ertragen, das verwilligte Herz stößt mir sogar Mitleid ein. Ich vermeine die auf einen gewissen „distinguirten“ Menschen, von Ihnen Gentleman geheißten, liebe Mißi.“

Mißi Mißi erröthete neuerdings. „Zimmerhin wollen wir unserer guten Wirthin Geduld nicht auf die Probe stellen“, sagte sie abbrechend. „Ich eile die Kräuter zu pflücken. Bitte, folgen Sie bald dort hinauf!“

Belustigt bliete Ottilie der Gefährtin nach, als sie zum Blumensammeln enteilte.

„Ich sollte ihr helfen“, sagte sie zu sich selbst, „aber die Gute verlangt es nicht einmal. Dafür kann ich noch ein Weilchen den Zauber der Waldbesamkeit genießen.“

Lange sollte aber Ottilie sich dieser Einsamkeit nicht erfreuen. Sie hatte eben ihren Raftort verlassen und begann dem sanft ansteigenden Pfad in den Wald zu folgen, als tiefer unten, auf dem im Jidzack geführten Weg, Stimmen laut wurden. Noch andere Spaziergänger folgten ihr auf dem Waldpfad, trotz der warmen Mittagszeit. Das Unterholz verhinderte Ottilie die Nachkommenden zu sehen, aber sie unterschied deutlich die Stimme eines Mannes und eines Mädchens. Bisweilen stehbleibend, führten die Nachkommenden eine laute, Ottilie verständliche Unterredung.

Die Rede des Mannes klang wie von einer Bühne dröhnend, als sagte er etwas auswendig Gelerntes auf, das voll Pathos und Leidenschaft sich in oft gehörten Floskeln bewegte; dazwischen hinein klangen Bitten des Kindes in schlichten Worten nur um so ergreifender. Auch vernahm Ottilie, die unwillkürlich stehen blieb und horchte, verhaltenes Schluchzen, das öfters in die thränenvollen Bitten des Mädchens sich mischte. Die Stimme des Mannes, den die Weinende Vater nannte, kam

Ottilie bekannt vor. Aufmerksam lauschend, harrete sie der Nachkommenden. Bald verstand sie jedes Wort.

Der Mann ergoß sich in Klagen über sein bitteres Loos, über seine Verlassenheit und die Undankbarkeit des einzigen Kindes, das ihn an der Schwelle des Alters und der Armuth vor den Menschen verleugne, sich seiner schäme, ihn gering schätze, weil er der Welt und ihrer Luft dienen müsse. Doch habe er in diesem Beruf sich nicht entehret, ihn auch nicht selbst gewählt; die Muse habe ihn ihm gegeben, aber die Götter seien grausam, verlassen schändte ihre Lieblinge. Dazwischen sagte er wieder in milderem Ton, er zweifle ja nicht am Herzen der Tochter, die er gleich einer vornehmen Dame mit sauren Erparnissen erzogen habe, weil er selbst sie, wenn nicht einem besseren, doch wenigstens einem sichereren Beruf bestimmt habe als der seine; allerdings meine er nicht den Schüler, den sie nur deshalb nehmen wolle, um zwischen sich und der Welt, in der ihr Vater lebe, eine Scheidewand herzustellen. Trotz dieser Einsicht wolle er an ihre kindliche Ergebenheit glauben, wenn sie nur heute, nur dies einmal sich nicht geweigert hätte, ihn in seinem Wirken zu unterstützen, heute, da sicher viele Gäste auf den Drachensfels kommen, seine Stimme hören und vor ihrem Urtheil sein Engagement als „Rheinsänger“ für den Sommer abhängig sein werde. Ein solcher sei auf dem Drachensfels beliebter noch, als auf andern Burgen. Gerade heute sei er seiner Stimme nicht sicher ohne Begleitung, und heute, wo er den leichten Dienst vom einzigen Kinde verlange, weigere es sich und schütze die Verwundung des Handgelenks vor, als ob sie die hindere, wenige Accorde auf der Guitarre zu spielen. Diese Hilfe würde hinreichen, seine gebrochene Kraft zu heben, ihn befähigen zu seinem Wirken, das allerdings seines Talentes nicht würdig sei, aber doch ihn davor schütze, als Bettler durch die Welt zu gehen. Wahrlich, der Blinde drüben am Aufgange zum Felsen sei besser daran wie er; denn der habe noch eine Mignon, während er verlassen sei von der seinen. Die Thränen seines Kindes, deklamirte der Mann weiter, entstammten der Scheu sich öffentlich zeigen, an des Vaters Seite stehen zu sollen, der doch schützend die Arme vor sie breiten werde; sie beweine nicht ihr beiderseitiges Unglück. — Nach jeder derartigen Tirade hörte Ottilie immer dieselben demüthigen Bitten der Begleiterin des Sprechenden, er möge ihr verzeihen, sie denke nicht daran, sich seiner, des treuesten Vaters, zu schämen, nur Scheu vor der Welt und Unfähigkeit, die geschwollene Hand zu brauchen, bestimmten ihre Wünsche, ihn nicht auf den Drachensfels zu begleiten. Ihre Thränen seien Zeugen, wie leid es ihr thue, dem Vater nicht dienen zu können. In der That war das Gesicht des jungen Mädchens, das nun an der Wendung des Weges sich Ottilien zeigte, von Weinen geröthet. Der in der Schlinge getragene Arm und die zitternde Stimme sprachen noch deutlicher von der traurigen Lage des jungen Geschöpfes, dem sofort Ottiliens Theilnahme sich zuwandte. Sie bemerkte, wie dürftig, aber in Schnitt und Farbe bescheiden und anständig, das Gewand war, das die schwächliche Gestalt umschloß. Sie sah in dem blassen Gesichtchen neben den Thränen Spuren auch den kindlichen, rührenden Ausdruck der Hilflosigkeit, eine sympathische, noch nicht völlig entwickelte Schönheit. Nur das Hütchen, von Rosen und Fliedergold überreich bedeckt, paßte nicht zu dem Eindruck, den das Kind machte. Ohne diesen Kopfsputz und die an buntem Band

getragene Guitarre hätte die Kleine mehr einer Kloster-schülerin, als einer fahrenden Sängerin geglichen. Mühsam Athem holend blieb das Mädchen stehen und bemühte sich, mit der freien Hand die reichlich fließenden Thränen zu trocknen. So bemerkte es Ottilie nicht, die dem Zug ihres mitleidigen Herzens folgte, u. ihr näher trat. Aber des Mädchens Vater bemerkte sie sofort, als auch er nun um die Ecke des Weges bog. — Er unterbrach seine Klageergüsse. Sein Schönheit liebendes Künstlerauge haftete an der Erscheinung voll seltener Grazie, die im lichten Gewand, mit den wallenden Locken, von denen sie den Hut abgenommen hatte, mitten im beschatteten Waldweg stand. Sonnenstrahlen drangen durchs Laubdach und zauberten Goldreflexe auf das wellige Haar und vermehrten den eigenartigen Liebreiz der jugendlichen Erscheinung.

„Doreley oder Orhade?“ rief der greise Sänger im Ton einer Theaterrolle — „Baldsee oder Muse? Wer naht sich uns Armen hier im düstern Gaim, auf dem Danaerweg der Unglücklichen? Ist es uns zum Fluch oder zum Segen, wenn Götliche nahen?“

„Zum Segen, wenn Sie mich damit meinen, Herr Werner Goldmund“, lautete die heitere Antwort, „mich, Ottilie Grube, ein sterbliches Mädchen, dem Sie einst Unterricht ertheilt haben in unsterblichen Weisen. Erinnern Sie sich meiner nicht mehr?“

Ottilie hatte den Mann trotz seines veränderten Aeußern, einen alten Musiklehrer, wieder erkannt, an den Stimme und Redeweise sie sofort gemahnt hatten. Vor wenigen Jahren noch ein berühmter Sänger und Musiker, hatte er, als sein Tenor anfang nicht mehr für große Bühnen auszureichen, in der Hauptstadt Steiermarks Unterricht im Singen ertheilt; Ottilie gehörte zu seinen bevorzugten Schülerinnen. Sie hatte den Mann trotz seiner Wunderlichkeiten, die zum Theil auf Größenwahn beruhten, schätzen gelernt. Sie hatte damals schon erfahren, wie zärtlich besorgt er für seine Familie war. Die Tochter ließ er zu Paris in einem vornehmen Pensionat erziehen, und scheute keine Geldopfer für diesen Zweck, sowie für die Pflege seiner siechen Frau, die in einem südfrauzösischen Badeort weilte, und bis zu ihrem Tode ihrem Satten große Kosten verursachte, der überdies leichter erwerben als verwalten konnte und große Verluste an seinem Vermögen erlitten hatte, so daß er gezwungen war, sein Können mühselig zu verwerthen. Bald nachher war Goldmund aus der Künstlerwelt verschwunden; seit nahezu drei Jahren hatte Ottilie nichts mehr von ihm gehört, ihm aber ein gutes und dankbares Andenken bewahrt, das stets lebendig wurde, wenn sie die von ihm erlernten Lieder sang.

Als Goldmund unerwartet vor die einstige Schülerin trat, trug er einen langen, weißen Bart, wie er ihn für die Erscheinung eines Burg- und Rheinsängers geeignet hielt. Lange, graue Locken deckte ein breiter Schlapphut. Ein braunes Gewand von vergriffenem Sammt umschloß die noch immer stattliche, nur wenig gebeugte Gestalt. — Das theatrale Aussehen gehörte zu seinem innersten Wesen, aber ebenso der Ausdruck eines rechtschaffenen und anständigen Mannes, dessen Gepräge unverkennbar in seinen Zügen zu lesen war.

Ottilie, die ihn als solchen genugsam kannte, überließ sich unbedenklich der freudigen Stimmung, mit der die Begegnung sie erfüllte.

„Ich hoffe Sie freuen sich doch auch, mich hier zu

sehen“, rief sie dem noch immer Staunenden zu. „Einst nannten Sie mich Sappho und sich Anakreon; wissen Sie es nicht mehr, daß Sie sich unbedenklich zu der lesbischen Dichterin Lehrer stempelten? Glauben Sie nicht, es sei ein guter Stern, der uns hier zusammenführt?“

„Meine Sterne sind längst untergegangen“, rief Goldmund, entzückt Dittlie betrachtend, „aber eine Sonne geht mir hier auf, eine Sonne, der ich geblendet ins Auge sehe. Ja, Sappho, das sind Sie! Wie eine Sappho sehen Sie aus, ihr gleichen Sie weit mehr noch, als einer Mignon, Loreley oder Waldfee. Strahlen von allen Huldgestalten spielen um Ihre Stirne. Gewiß sind Sie auch eine geweihte Sängerin geblieben! O, daß meine Felicitas — Infelicitas sollte sie heißen, — mein Töchterlein hier, mein einziges Kind, Ihre Mittel hätte, Ihr Talent, Ihre Stimme! — Aber was hülfte es? Sie würde dennoch den alten Vater verlassen wollen! Im kühlen Schatten des Heiligthums ruht die Vestalin, sicher vor Stürmen, die dem greisen Sänger die Loden zerzausen!“

„Lassen Sie die Vorwürfe ruhen, Meister!“ bat Dittlie und zog das bebende Mädchen zu sich heran. „Ihr Kind scheint krank zu sein und zu leiden, wie ich aus Ihrem Gespräche soeben vernahm. Sie sieht nicht aus, als wolle sie den Vater tranken. Erzählen Sie mir lieber, was ihr widerfahren ist.“

„Ein Geschick, ein Mißgeschick! Das ist es ja, weßhalb ich sie Infelicitas nenne, meine arme, kleine Bicie, die wirklich ein gutes, nur zu schüchternes Kind ist. Sie hatte, trotz ihrer Schüchternheit, endlich doch eingewilligt, mich nicht mehr zu verlassen. Jetzt, da ich die Pension nicht mehr bezahlen kann, war ihr Verbleiben im Kloster ohnehin zu Ende. Sängerin kann sie nicht werden; ihre Stimme reicht dazu nicht aus; aber sie soll meine unsicher werdende Stimme unterstützen mit der Gitarre. Heute liegt mir besonders viel daran. Von meinem Debut auf dem Drachensfels hängt meine arme Zukunft ab. Bicie kommt auch geduldig mit mir, schmückt sich sogar nach meinem Wunsch mit den Symbolen der Jugend und Poesie, den Rosen und dem Gold. Beim Aussteigen aus dem Kahn, der uns über den Rhein trug, gleitet sie aus, fällt, stützt sich dabei auf die Hand und hat sie verrenkt, verbeht, oder gar gebrochen. Am Hafensplatz war ein Arzt, der ihr sofort einen Gypsverband oder Derartiges machte. Vielleicht wäre kaltes Wasser besser gewesen oder kühlende Blätter des Epheu, der den Sängern hold ist. Ich hoffte noch. Sie hoffte. Aber es war Wahnsinn; die Schmerzen ließen zwar nach, aber die Geschwulst sinkt nicht ein.“

Längst hatte Dittlie Felicias freien Arm in den ihren gezogen und stützte des Mädchens Schritte, während sie den Weg fortsetzten und Vater Goldmund die traurige Geschichte erzählte. Das ging lange her, denn der Sängersiel dabei in alle Rollen, die er je gespielt hatte, und declamirte sie mit Pathos. Aber Dittlie kannte ihn und hörte aus dem Wortschwall doch seinen aufrichtigen Schmerz heraus. Felicie dagegen wurde von ihrem mitleidigen Herzen auch ohne Worte verstanden, so daß sie lebhaft mit dem geängstigten säuen Vögelchen fühlte, dem es vor dem Flug in die Welt bangte, in die es dem Vater folgen sollte.

Verwundert sah Miß Niß, die an den Tannen Dittliens harrte, die drei herankommen. Sie mußte sich

für den Rest des Weges anschließen und sich mit den Aufklärungen begnügen, die ihr Werner Goldmund in einem zwar stehenden, aber nichts weniger als landläufigen Englisch ertheilte. Er ließ sich die Gelegenheit nicht entgehen, zu zeigen, daß er die Sprache Shakespeares und Shelleys beherrschte, er, der in dem Paradies und Peri die Worte im Urtext gesungen hatte!

Goldmunds Name war der Miß nicht unbekannt, obgleich sie erst zu Dittlie gekommen war, als er Graz schon verlassen hatte. Sie hörte andächtig auf seine Declamationen, war aber doch etwas beruhigt durch die wachsende Vertraulichkeit zwischen den vorausschreitenden Mädchen. Wie würde sie sich und Dittlie von diesen auffallenden Begleitern wieder los machen können? Sie wünschte nicht mit ihnen von Frau Nehwald oder gar von Fräulein Hennig gesehen zu werden. Welcher Kritik würde Dittlie sich aussetzen! Und siehe, dort oben, wo die Fahrstraße vom Delberg herüber mündete, hielt ein Landauer! Die gute Frau Nehwald hatte den weiten Umweg gemacht, um hier ihre treulosen Gäste zu erwarten.

Wie beschämend war solche Güte für Dittlie oder vielmehr für die, der man sicherlich Mitschuld gab, daß Dittlie die Fußpartie unternommen hatte. Als ob irgend Jemand von Dittliens Angehörigen je den Versuch gemacht hätte, des verwöhnten Lieblings Wünsche zu kreuzen! Hielten doch Alle die Meinung fest, daß Dittlie nie etwas wolle, was nicht gut sei. Im Grund hatten sie Recht; dennoch war Miß Niß in Verlegenheit und überlegte ängstlich, was sie zu Dittliens Entschuldigung der Frau Näthin sagen könnte, deren Wagen die Vier nun schon auf hundert Schritte nahe gekommen waren.

Auch Dittlie hatte die ihrer harrende Näthin bemerkt. Sie blieb jetzt stehen und wandte sich zu Miß Niß und Goldmund lebhaft um.

„Miß!“ rief sie, „Miß! Liebe! Hören Sie mich! Es ist mir ein herrlicher Einfall gekommen! Sie müssen mir dabei behülflich sein. Erschrecken Sie nicht, es ist etwas Gutes und dabei köstlich unterhaltend. Sie haben nichts zu thun, als der Frau Nehwald meinen Plan mitzutheilen u. ihn, soweit es nöthig ist, zu vertheidigen.“

„Hören Sie also: Ich werde an Felicias Stelle meines alten Meisters Nieder auf der Gitarre begleiten, indes Felicie meinen Platz am Kaffeetisch einnimmt und Herren und Damen liebenswürdig anlächelt, die sich dabei einstellen. Sie stellen sie etwaigen Bekannten als meine Freundin vor; Fremde sollen sie aber für mich selber halten, denn ich will natürlich unerkannt bleiben und, so lange ich mein Amt ausfülle, für Herrn Goldmunds Tochter gelten. Sie selber dürfen mich nicht wieder kennen, noch anreden, bis wir uns diesen Abend in Villa Nehwald wieder finden!“

„Sie wollten so etwas Unerhörtes thun? Unmöglich!“ riefen Goldmund und Miß Niß wie aus einem Munde, aber mit wesentlich verschiedenem Ausdruck und Gefühlen.

„Warum unmöglich?“ fragte Dittlie, und aus den dunklen Augen blitzte der helle Strahl des lustigen, trotzigen Uebermuths, den Miß nur zu gut kannte, vor dem jeder Einwand vergeblich war.

„Halten Sie mich etwa für unfähig, bester Meister, Ihnen unsere lieben alten Rheinlieder würdig zu begleiten?“ fragte Dittlie schelmisch Goldmund. „Nicht? Nun gut, dann gibt es kein „unmöglich“ mehr bei der Sache.“

Frau Nehwald wird sich nicht weigern, meiner netten, jungen Freundin hier so lieb und freundlich zu begegnen wie mir selbst und mir zu lieb mein unschuldiges Geheimniß zu wahren. Es kennt mich auf dem Drachensfels, außer ihr, keine Menschenseele. Herr Goldmund wird schon mir zu Ehren so gut singen, daß er gewiß die Stelle erhält. Dafür gewährt er mir die Bitte, morgen seiner Felicie zu erlauben, daß sie ihr armes Händchen und Herzchen bei den Nonnen in Nonnenwerth pflege, wo man ihr wohl will und wohin ich sie von Frau Nehwald aus begleiten werde! Aber nun schnell zur Arbeit. Zuerst eilen wir zu dem Wagen, um mich bei Frau Nehwald für heute zu verabschieden."

"Aber um Gotteswillen, Ottilie dear!" rief Miß Nitz in heller Verzweiflung, das junge Mädchen am Kopf fassend, "das ist ja Alles Tollheit, ist gar nicht ausführbar! Hören Sie nur ein vernünftiges, leises Wort: Bedenken Sie doch, Frau Nehwald erwartet Leute, die getäuscht würden. Welche Verlegenheit! Dr. Lebert z. B. wünscht, Sie kennenzu lernen; Frau Nehwald versprach —"

"Ach, that sie das?" kam es von den Lippen der widerstrebend Horchenden, und ihre Augen erschienen wieder dunkel, während sie den Kopf trotzig zurückwarf. "Nun, um so schlimmer für sie und ihn; um so besser für mich, daß mir der Einfall zu diesem Tausch gekommen ist. Jetzt erst gefällt er mir auch um meiner selbst willen. Zuerst dachte ich gar nicht an diese Seite des Abenteurers. Mag doch der feine Herr sein Urtheil und seine Gefühle erproben. Wahrlich, es muß mein Incognito von Jedem heilig gehalten werden, der mich lieb hat, hören Sie, Miß? Auf Sie rechne ich, denn ich kenne ja Ihr Herz und Ihre Freundschaft."

Ehe die ungleiche Gesellschaft den Wagen erreichte, hatte sich Ottilie der Fügsamkeit ihrer Gesellschafterin verschert.

"Bestes Tantchen Nehwald", begann sie, sie umschmeichelnd. "Seien Sie recht lieb und nett mit dieser meiner Freundin. Miß Nitz wird Ihnen sogleich oder später erklären, weshalb ich diese Bitte an Sie richte, und noch die weitere dazu fügen, mein Geheimniß gegen Niemand zu verrathen. Erst heute Abend sollen Sie mich wieder kennen, und ich werde Ihnen herzlich danken. Lassen Sie meine kleine Freundin inzwischen Ottilie sein. Ich selber heiße so lange Bicie."

Frau Nehwald begriff nicht im mindesten, was sie mit dem jungen Mädchen anfangen sollte, dessen Guitarre nun in Herrn Goldmunds Arm wanderte. Sie machte zögernd Platz im Wagen, lächelte süßsauer, innerlich Gott dankend, daß Gretchen Hennig in Königswinter weilte und ihre Schwäche nicht mit Augen sehen konnte. Erst als Ottilie der Fremden und Miß Nitz nicht in den Wagen folgte, dämmerte ihr ein Licht auf, daß etwas Ungeheuerliches vorgehe. Zur Salzsäule erstarrt sah sie noch, daß Ottilie ihr elegantes weißes Kaschirmantelchen über den verbundenen Arm des jungen Mädchens hing und statt des rosengeschmückten Hütchens ihren eigenen breitkrämpigen Strohhut mit der prächtigen blauen Feder auf die reichen blonden Flechten der Fremden drückte.

"So — jetzt fahrt zu! Tantchen, blicken Sie ja nicht mehr nach mir sich um bis diesen Abend, bitte, o bitte!"

Noch ein Handkuß, und zurück vom Wagen sprang Ottilie, das Rosenhütchen am Arm, das zu ihrer Licht-

blauen Blouse mit den rosa Schleifen und dem weißen Rock wenigstens der Farbe nach paßte.

Der Wagen rollte davon, und es blieb den aufgeregten Insassen der Anblick erspart, wie Ottilie die Guitarre aus des Sängers Hand nahm, sie sich umhängte und dann wohlgemuth ihrem Begleiter den steilen Felspfad hinan zu der Burg folgte, als wäre sie von jeher zu der Rolle seiner gehorsamen Tochter erzogen worden.

(Fortsetzung folgt.)

In der Portierloge.

Humoristische Skizze von Gustav A. Müller.

Nachdruck verboten.

Wenn man eine Umfrage versuchen würde im Kreise seiner Freunde, um deren Meinung zu hören darüber, welche Berufsmenschen die gewiegtesten Menschenkenner seien, käme man wohl zu einem ergötzlichen Resultate. Der Briefträger, der Gelbbote, der Dienstmann, die Polizei, der Kammerdiener, die Köchin; der Weichwaser, der Lehrer, der Schauspieler, — alle diese „Berufsarten“ würden wohl in der Sammelliste figuriren. Ich, lieber Leser, stimme für den Portier und den Oberkellner eines großen Hotels, seitdem ich einen Tag in der Portierloge eines Münchener Gasthofs mit psychologischer Forschung verbracht habe. So zwei Leute verfügen über eine Menschenkenntniß, die den feinsten Psychologen frappiren müßte; sie sind so erfahren in der Beurtheilung der Fremden, daß sie vor jeder Gaunerei, vor jeder Eventualität sich, soweit das Interesse des Geschäfts dies zuläßt, von vornherein zu schützen wissen; und es gibt Portiers und Oberkellner, die respectvoll vor Demjenigen den Hut ziehen würden, der im Stande wäre, sie „hereinzulegen“. Das macht die Wanderschaft durch die Welt, die fortwährende Berührung mit den verschiedensteartigen Menschen und buntesten Verhältnissen und meist ein — angeborenes Talent.

Die beste Schule zur intimen Kenntniß der menschlichen Tugenden und Thorheiten ist die Portierloge. Ich will dies beweisen, indem ich einen Tageslauf aus derselben erzähle, von dem jeder Strich erlebt ist, wenn gleich er sich vielleicht anders darstellt, als wie er erlebt ward.

Es ist morgens 7 Uhr im März. Wir betreten die Parterrelloge des Portiers. Der Jourhabende fortirt die eingelassenen Briefe. Die Postkarten, oft süß-biscretesten Inhalts, liest er zum Frühstück. Eine Karte ist an das Hotel selbst adressirt; er liest, lächelt und streckt uns das corpus delicti hin. Wir lesen auch und lachen. Es ist eine Zimmerbestellung von köstlicher Unbestimmtheit: „Falls es nächsten Donnerstag schönes Wetter ist und ich dann von zu Hause abreisen darf, und falls ich direct nach München fahren sollte, bitte ich Sie, mir bestimmt ein Zimmer zu reserviren. Ich bitte um postwendende Antwort.“ Der Portier ist gut gesamt und schreibt die Antwort folgendermaßen: „Falls Sie zu besagter Zeit reisen dürfen, können und wollen, falls Ihr Zug hier eintrifft und Sie aussteigen, und falls noch ein Zimmer bei uns frei sein sollte, werde ich Ihnen, wenn möglich, ganz bestimmt ein solches reservirt halten.“ Eine weitere Karte an das Hotel . . . Lesen und Lachen . . . „Trefse morgen Nacht zehn Uhr ein, reise früh 6³⁰ Uhr weiter, und bitte um ein son-

niges Zimmer." Ein dritte Karte . . . Lesen und Lachen . . . „Komme nächsten Montag Abend an, bestelle hiemit ein Zimmer, ein Glas Bier und die Rechnung." Das genügt vollkommen dazu, daß die angemeldeten Gäste dem Portier vortrefflich bekannt sind, ehe sie nur kommen.

Die Uhr schreitet weiter. Die Früheren der dreihundert Gäste kommen bereits zum Frühstück . . . An der Portierloge gehen sie nicht vorbei, es muß etwas gefragt werden, ob es gleich selbstverständlich ist; es muß etwas gesagt werden, das den Portier gar nicht interessiert; man muß etwas wissen, was kein Mensch weiß: und der Portier hört und spricht, und indem er spricht, ertheilt er dem Frager eine Lektion, die dieser aber gar nicht versteht.

Ist etwas für mich da? — Welche Nummer? — 36. — Nein; was immer kommt, wird an Ihre Nummer gehängt? — Hängt nichts daran? — Wie Sie sehen, nein! — Zweiter Gast: Ist dort das Frühstückszimmer, wo es angeschrieben steht? — Zweifellos. — Portier, wissen Sie, ob es jetzt in Bozen schneit? — Nein? — Aber das sollten Sie doch wissen. Wieviel Grade hat es heute dort? Das wissen Sie auch nicht? Höchst primitive Einrichtung! — Ei, Herr Portier, ist vielleicht vor vier Wochen ein Herr hier über Nacht gewesen, der einen grauen Koffer hatte, wie ich? — Wie war sein Name? — Den weiß ich nicht, aber sein Koffer war grau wie der meine. — Dann kann ich Ihnen nicht dienen. — Was? Sie wissen nicht einmal, wer hier wohnt? Eine saubere Ordnung! — Herr Portier, ich gehe jetzt zum Frühstück! — Schön! — Portier, soll ich heute oder erst morgen reisen? Was würden Sie thun? — Sagen Sie, Herr Oberkellner, liegen die blauen Husaren in Bonn? — Bitte, Herr Portier, ist die alte oder die neue Pinakothek interessanter? — So wechseln in fast närrischer Fülle die neugierigen Fragen ab, die ein geplagter Portier alle möglichst „wissenschaftlich“ beantworten soll. Wir verzeihen ihm, wenn er einem scheuen Reisenden auf die Frage, ob die — einzige Treppe, die überhaupt in Betracht kommen kann, „hinaufführe“, etwas malitios erwidert: „Ja, aber auch wieder herunter!“ —

Ueberaus lästig werden die zahlreichen Reise-Dankes, die jährlich mehrmals wiederkehren und deshalb sich so ganz wie zu Hause geriren. Stundenlang nöthigen sie den Portier, ihre saden Witze und zweifelhaften Reiseabenteuer anzuhören oder ihre Tagespläne zu vernehmen: ein gewandter Portier hört sie schon nimmer an, ohne es merken zu lassen. Aber — er denkt sein Theil über die moralische und geistige Bedeutung seiner Gäste, die da meinen, vor einem „Hotelbediensteten“ sich nicht blamiren zu können.

Während wir diesen Welterfahrungen unseres Portiers lauschen, betritt ein gelehrt dreinschauender älterer Gast die Loge und prüft das medicinische Wissen unseres Wächters: „Was meinen Sie, Portier? Wird ein warmes oder ein kaltes Bad mehr auf meinen Appetit wirken?“ — „Das weiß ich wirklich nicht, mein Herr!“ — Unergerlich schüttelt der Fragende sein unbelaubtes Haupt und geht mit der verächtlichen Replik dann weiter: „Ach, verstehe nicht, wozu Sie dann Bäder im Hause haben!“

Ein Schnellzug ist angekommen. Eine Völkerwanderung en miniature wälzt sich heran, die Bagage

schleppen kenchende Hausknechte. Nun heißt es für den Portier: organisiren, allerlei Wünsche anhören, Gepäckträger entlohnen, Briefe suchen und ein offenes Auge dafür haben, wer mit und ohne Gepäck anlangt. Zu den Gästen mit federleichtem Gepäck gehört ein Herr, dem man den jovialen Studiojus auf hundert Schritte ansieht. Er hat ein Päcklein in der Hand, das er mit der gebietenden, unverbüßlichen Laune eines fahrenden Scholaren und mit den stolzen Worten übergibt: „Lassen Sie mein Gepäck auf's Zimmer bringen.“ Viel mehr als ein Papiertragen ist nicht in der Hülle, und unser Portier hätte nicht übel Lust, dem pauper studiosus auf die verschämte Frage nach dem nächsten Dienstmann auch gleich die Adresse des nächsten — Leihamts zu sagen. Ein Bruder Studio findet aber leicht Credit, und darum wird er auch hier mit ausgesuchter Höflichkeit empfangen.

Auch ein avisirtes Hochzeitspaar ist, ein schamhaftes Roth auf den Wangen, soeben eingetroffen. Nach kurzer Toilette erscheint es wieder unten. Der junge Herr naht sich schüchtern, fast unterthänig der Portierloge und verbengt sich tief, indem er den Zimmer Schlüssel abgibt. Dann ertönt die verblüffend ergebnisvolle Frage an den Portier: „Gestatten Sie, daß ich mit meiner Frau vor Tisch noch ein wenig zur Stadt gehe?“ — „Aber mit Vergnügen, mein Herr“, lautet der gnädige Bescheid. Ein dankbares Compliment — das der Portier respectvoll erwidert. Von einem solch kühnen und reisefundigen jungen Ehemann ist ein gutes Trinkgeld sicher . . .

Mit der Fremdenschaar ist auch ein einfach gekleideter Geistlicher angekommen. Ein biederer Landpfarrer, denkt der Portier mit uns. Diese Herren lieben das Schlichte, Billige . . . ein Zimmerchen nach hinten im vierten Stock ist wohl das Richtige. Dahin geleitet der Burche den alten Herrn, dem das Steigen nicht sehr anmuthig erscheint. Ein sauberes, aber enges Gemach mit Ausblick auf die Waschküche . . . Kostet auch nur 1 M. 50 Pfg. Name, Stand, Herkunft . . . Der Burche bringt das Buch und die Karte herunter und entgeht mit knapper Noth einer Ohrfeige des fassungslosen Portiers: „Monsignor N. N., Erzbischof von N., päpstlicher Thron-Assistent.“ Buchstäblich steht so zu lesen; die Verlegenheit ist entsetzlich, dem angebotenen Zimmer gemäß. Da tritt der „biedere Landpfarrer“ in den Speiseaal, der Portier eilt ihm ehrfurchtsvoll nach: „Verzeihen Euer Gnaden, ich konnte unmöglich ahnen, wer uns in Ihrer hohen Person die Ehre gebe — ich befehle sofort einen Salon im ersten Stock.“ — „Warum nicht gar!“ ist die lachende Antwort. „Ich bin plötzlich auf den Gedanken gekommen, hier einen Tag zu bleiben. Den hochwürdigsten Nuntius kann ich nun freilich nicht auf meinem Zimmer empfangen. Doch was thut's? Ich gehe eben zu ihm, und für mich ist das Zimmerchen doch groß genug.“

Diesmal hat also unsern Psychologen die Treffsicherheit verlassen, und der nächste wirkliche „biedere Landpfarrer“ riskirt, daß er statt eines erwünschten billigen Zimmers im vierten Stock einen Salon erster Güte erhält und daß sein Eintrag „Chrysothomus Gäble, Pfarrer von Durlesbach“ für das bescheidene Incognito eines Fürstbischofs ungläubig belächelt wird.

So geht's den ganzen Tag in infinitum weiter. Ich frage den Leser: lernt man so die Welt und die

Menschen nicht kennen, und erfährt man dabei zum Mindesten nicht, wie man — nicht reisen soll?

Aus der Geisterwelt.

In Berlin sprach vor einiger Zeit ein Herr Karl Wald über den Spiritismus und seine Bedeutung. Danach ist der Spiritismus eine exakte Wissenschaft, und zwar Naturwissenschaft auf dem Boden der Experimente.

Der Spiritismus — so erklärte der Vortragende nach einem Referate der Berliner „Germania“ — lehrt zunächst, daß der Mensch nicht bloß ein Produkt des Stoffes ist, sondern daß sich in dem Menschen, umkleidet vom Stoff, ein Geist befindet, und daß dieser Geist unsterblich ist. Der Spiritismus steht allerdings nicht auf dem Standpunkte derjenigen, welche den Geist nach dem Verlassen des Körpers entweder ins Paradies oder in die Hölle eintreten lassen, sondern er steht auf dem darwinistischen Standpunkte auf's Geistige übertragen: daß der Geist sich erst allmählich, aber sicher zur größten Vollkommenheit entwickeln muß. Der Spiritismus lehrt auch den Glauben an Gott, ohne sich indessen direkt für den persönlichen Gott zu erklären, obwohl er zugibt, daß derselbe existieren kann. „Nur der Spiritismus“, so führte der Redner aus, „lehrt die Unsterblichkeit des Ichs aus Erfahrung, und das ist es, worin die größte Bedeutung dieser Wissenschaft liegt. Daß der Geist des Menschen wirklich fortlebt in einem ewigen Leben, sagt auch die christliche Religion schon; aber die schönen Worte genügen nicht mehr bei der fortgeschrittenen Wissenschaft. Wir wollen nicht bloß hören, wir wollen auch wissen.“

Der Redner führte dann aus, daß der Spiritismus nichts Neues sei, daß er im Alterthum, im Mittelalter bis in die neue Zeit hinein als Geheimlehre gelebt habe. Nach seiner Ueberzeugung waren die weisen Frauen der alten Germanen Medien, die in stetem Verkehr mit den Geistern standen. Dieselben vererbten ihre Fähigkeiten weiter, bis im Mittelalter durch die schreckliche Verfolgung und Vernichtung der sogenannten Hexen, die unzweifelhaft auch Medien gewesen seien, die fähigsten Vermittler des Verkehrs mit den Geistern ausgestorben seien.

Der Redner verglich dann das Telephonieren ohne Draht mit dem spiritistischen Verkehr mit den Geistern. Um die Verbindung mit der Geisterwelt zu erlangen, bedürfe der Mensch sehr feiner Organe, die mit dem Tode dem Körper entflohene Kraft könne uns nicht mehr Mittheilungen machen, die mit den leiblichen Ohren zu hören seien. Nur eine gewisse, noch unbestimmte, höchst empfindliche psychische Kraft, die von dem Medium ausgehe, könne die Verständigung bewirken.

Der Redner kam dann auf das bekannte Tischrücken zu sprechen. Setzt sich das Medium an einen Tisch, um mit den Geistern zu verkehren, so hört man bald Klopfstöße, aus welchen das Medium, wie der Telegraphist aus seinem Apparate, Worte, bezw. Buchstaben heraus hört. Stellt sich das Medium 3 oder 4 Schritte vor den Tisch und fordert diesen auf, zu kommen, so bewegt sich der Tisch zu dem Medium hin. Der Spiritismus erklärt dies durch das Einwirken einer „verborgenen intellektuellen Kraft in nicht tellurischer Materie“. Welche Art diese Kraft ist, hat noch nicht festgestellt werden können. Sie existiert aber und muß beachtet werden. Man nimmt an, daß es durch das Einwirken eines Geistes

vom Jenseits, vielleicht vom Mars, von der Venus oder einem andern Stern, geschieht, gleichzeitig stellt man es aber noch in den Bereich der Möglichkeit, daß die Erscheinung ein Ausfluß der Psyche des Mediums selbst, eine psychische Kraft, die aus dem Individuum selbst entströmt, ist. Ähnlich verhält es sich mit den Phantomen selbst. Auch über diese hat der Spiritismus noch nichts Definitives festgestellt.

Am Schlusse betonte der Redner das Glück, welches schon Millionen im Spiritismus gefunden hätten. Viele, die an nichts mehr geglaubt hätten und dem trassesten Atheismus anhängen, seien durch ihn gereinigt worden. Man wolle keine neue Religion stiften. „Bei uns kann jeder nach seiner Façon selig werden. Wir haben nur die Wissenschaft mit zwingend überzeugenden Experimenten dahin geleitet, daß sie zugeben muß, daß das Leben doch etwas anderes ist, als das Dasein einer vorübergehenden Eintagsfliege, daß dieses Fühlen in der Brust, diese Unsumme von Licht nicht für nichts da sein kann. Wir haben wissenschaftlich nachgewiesen, daß der Mensch einen Zweck hat, da zu sein, daß der Tod nur ein Uebergang ist zu einem anderen Leben — wenn wir dies auch nicht gleich zu einem himmlischen machen.“

So der spiritistische Redner.

Die bedeutenden Namen, welche sich unter den gelehrten Vertretern des Spiritismus finden, lassen den naheliegenden Verdacht, daß alles Schwindel sei, nicht aufkommen, wenngleich der Spiritismus von Schwindlern vielfach ausgebeutet wird. Was die Behauptung des Spiritismus angeht, daß durch ihn wissenschaftlich die Unsterblichkeit der Seele nachgewiesen sei, so ist dieser wissenschaftliche Beweis doch noch nicht vollständig erbracht. Die Möglichkeit, daß die bei dem Auftreten der Phantome wirkende verborgene intellektuelle Kraft eine psychische Kraft ist, die aus dem Individuum selbst entstammt, erscheint noch nicht ausgeschlossen. Dem spiritistischen Beweise der Unsterblichkeit der Seele ist daher kein großer Werth beizumessen. Der neuere Spiritismus verdankt überhaupt seine große Ausbreitung nur dem Streben des sinnlichen Menschen, immer handgreifliche Belege für seinen Glauben zu haben. Seine vielen Millionen Anhänger zählt er in jenen Kreisen, welche den echten Glauben verloren haben. Die Möglichkeit der Erscheinungen Verstorbener kann nicht in Abrede gestellt werden. Das wirkliche Erscheinen kann aber nicht in der Gewalt der Lebenden liegen. Es ist nur unter dem Gesichtspunkte der göttlichen Vorsehung im Leben Christi und der Kirche zu erklären und kann nicht der Neugierde, sondern bloß höheren Zwecken dienen. Gott gebraucht aber in der Regel gewöhnliche Mittel zur Ausführung seiner Zwecke. Andernfalls würden diejenigen Recht erhalten, welche alle spiritistischen Erscheinungen der Einwirkung des Teufels zuschreiben. Schon der heilige Thomas bemerkt: „Wie Augustinus und Chrysostomus sagen, verstellen sich die Dämonen oft als Seelen der Verstorbenen.“

Allerlei.

Der ehemalige französische Hauptmann Drehfus, der seiner Zeit wegen Landesverrats auf Lebenszeit deportirt wurde, bewohnt zur Zeit die öde Teufelsinsel (Ile du Diable), auf der sich außer ihm und sechs Wächtern kein einziges menschliches Wesen befindet.

Auf dem allerdings sehr beschränkten Raume der Insel, die in zwei Stunden leicht rund um und um begangen werden kann, darf er sich frei und ungehindert bewegen. Nur beim Herannahen des Bootes, das von der benachbarten Königsinsel (Ile Royale) Lebensmittel bringt, wird der Deportirte in eine Hütte gesperrt, die er erst verlassen darf, wenn das Boot bereits abgefegelt ist. Da sonst kein Schiff in die Nähe der Teufelsinsel kommt, so ist jeder Fluchtversuch ausgeschlossen. Durch Schwimmen könnte freilich leicht das Ufer einer benachbarten Insel erreicht werden. Aber eine große Anzahl von Haifischen halten fürchterliche Wacht um die Insel, so daß der Fluchtversuch durch Schwimmen dem Selbstmorde gleichläme. So ist denn vorläufig jede Hoffnung auf Entrinnen für den Verurtheilten abgeschnitten. Gegen 18 Stunden im Tage verbringt der Unglückliche in seinem Bette, da er seine Zeit nicht todzuschlagen vermag, obwohl ihm das Lesen aller Bücher freigegeben ist. Die Wächter haben den strengen Auftrag, kein Wort mit ihm zu wechseln, und sie kommen dieser Verordnung gewissenhaft nach. Räre der Arzt nicht manchmal von der Königsinsel herbei, um den Gesundheitszustand von Dreyfus zu prüfen, so hätte dieser seit Jahresfrist nicht mehr den Laut einer menschlichen Stimme vernommen. Der Arzt zeigt sich aber humaner und leistet Dreyfus oft Stunden lang Gesellschaft. In seinem Aeußeren ist der ehemalige Artillerie-Hauptmann sehr verändert. Der Bart, den er sich wachsen ließ, ist ganz weiß und macht ihn völlig unkenntlich. Er erhält und betreibt eine eifrige Correspondenz mit den Mitgliedern seiner Familie. Jedoch sind sowohl die Briefe, die er schreibt, wie diejenigen, die er erhält, der Durchsicht durch den Oberwächter unterworfen.

*

Elektrische Bahnen. Die Verdrängung der Pferde-Eisenbahnen durch elektrische Bahnen ist eine bekannte Thatsache; eben so bekannt ist, daß diese Verdrängung einen immer schnelleren Gang annimmt. Weniger bekannt dürfte jedoch sein, daß in Europa bei weitem Deutschland an der Spitze dieser Umwälzung steht. Im Jahre 1895 ist in Europa die Zahl der im Betriebe befindlichen elektrischen Eisen- und Straßen-Bahnen von 70 auf 111 gestiegen, ebenso ihre Gesammtlänge von 700 auf 902 Kilometer, die Leistungsfähigkeit der Central-Stationen von 18,150 auf 25,095 Kilowatt und die Zahl der Motorwagen oder Locomotiven von 1236 auf 1747. Von den 902 Kilometer Gesammtlänge entfallen nicht weniger als 406 auf Deutschland. An zweiter Stelle steht Frankreich mit 132, an dritter England mit 94 Kilometer; dann folgen Oesterreich-Ungarn (71 Km.), Schweiz (47), Italien (40), Spanien (29), Belgien (25), Irland (13), Rußland (10), Serbien (10), Schweden-Norwegen (8), Bosnien (6), Rumänien (5), Holland und Portugal (je 3). Die Zahl der Motorwagen beträgt in Deutschland 857 (die Gesammtleistungsfähigkeit 7194 Kilowatt), in Frankreich 225 (4490), in England 143 (4243), in Oesterreich-Ungarn 157 (1949), in der Schweiz 86 (1559), in Italien 84 (1890), in Spanien 26 (600), in Belgien 48 (1120), in Irland 25 (440), in Rußland 32 (540), in Serbien 11 (200), in Schweden-Norwegen 15 (225), in Bosnien 6 (175), in Rumänien 15 (140), in Holland 14 (320), in Portugal 3 (110). Dänemark, Griechenland und Bulgarien haben noch keine elektrischen Bahnen. Am meisten verbreitet ist das System oberirdischer Strom-Zuführung mit Contactwelle; Anlagen

mit unterirdischer Strom-Zuführung gibt es nur drei, und zwar je eine in Deutschland, Oesterreich-Ungarn und England. Neun Linien haben das System der Mittelschiene, darunter keine in Deutschland, acht den Accumulatoren-Betrieb, davon ebenfalls keine in Deutschland.

*

Eine rührende Episode behandelt ein Gedicht des greisen Schriftstellers Ferdinand Fränkel.

Das letzte Glas. *)

Es kommt so mancher Gast zu mir,
Zur Post oft nach Seeshaupt,
Und macht sich ein Vergnügen hier,
Wie's Brauch ist überhaupt. —
Doch einmal fuhr ein Wagen vor,
Berger's mein Leben nicht,
Ein traurig Antlitz schaut hervor,
Voll Wehmuth zu mir's spricht:
Bringt ein Glas Wasser mir heraus,
Das letzte wohl — mein König trank es aus!
Das Glas hat für mich großen Werth,
Ein Kleinod bleibt es mir,
Mein König hat nach ihm begehrt,
Drum bleibt's des Hauses Zier.
Bevor in's Wellengrab er sank,
Von Geistesnacht umhüllt,
Nahm er daraus den letzten Trank,
Sein Wunsch ward ihm erfüllt.
Und seine Thräne fiel hinein —
Eine Perle soll dem Glas sie sein!
Drum schätz' ich dieses Glas so hoch,
Als Kleinod für mein Haus,
Ein Schatz bleibt es dem Enkel noch,
Mein König trank daraus! —
Ein Fürst, der von dem Volk geliebt,
Wohl keiner so wie Er!
Drum bin ich heut' so tief betrübt,
Zehn Jahre ist's nun her,
Da kam zuletzt er vor mein Haus,
Das letzte Glas, mein König trank's hier aus!

*) Am 12. Juni 1886 war es, als der König früh 4 Uhr von der hohen Staatscommission in Hohenschwangau abgeholt und nach Schloß Berg überführt wurde. Eine Menge Volkes hatte sich zu diesem Akte in Hohenschwangau angesammelt. Bezirksamtmannt Sonntag hielt mit der kgl. Gendarmarie die Ordnung aufrecht. Die allgemeine Theilnahme für den vielgeliebten König und Landesvater war groß und sichtbar. Um 4^{1/2} Uhr früh erfolgte die Abfahrt. Die ganze Fahrt verlief ruhig. In Seeshaupt wurde um 10 Uhr 30 Minuten Vormittags Halt gemacht. Der König wurde von den versammelten Ortsbewohnern und Sommerfrischlern ehrfurchtsvoll begrüßt und dankte in freundschaftlicher Weise. Hier verlangte Seine Majestät ein Glas mit Wasser, welches dem König durch die Frau des Herrn Posthalters Vogl überreicht wurde. Dieses letzte Glas bildete den Stoff für das vorstehende Gedicht des greisen Volksdichters F. Fränkel.

Auflösung der Schach-Aufgabe in Nr. 52:

Weiß. Schwarz.
1. D. G6—E8 D5—C4:

2. D. E8—C8 (es droht
3. S. D4—C2 oder
F5:† und 4. D.
C8—C5 Matt.

3. D. C8—C5† R. E3—D4:
4. E. E1—F2 Matt. R. D4—C5:

A.

1. A2—A1 D.
2. S. C3—D1† R. E3—E4
3. S. D4—F3† D5—C4: (D4)
4. D. E8—A8 Matt.

B.

1. E6—E5
2. S. C3—D1† R. E3—E4
3. S. D4—E6† (wie bei A)
4. wie bei A Matt.

Andere Varianten leicht.